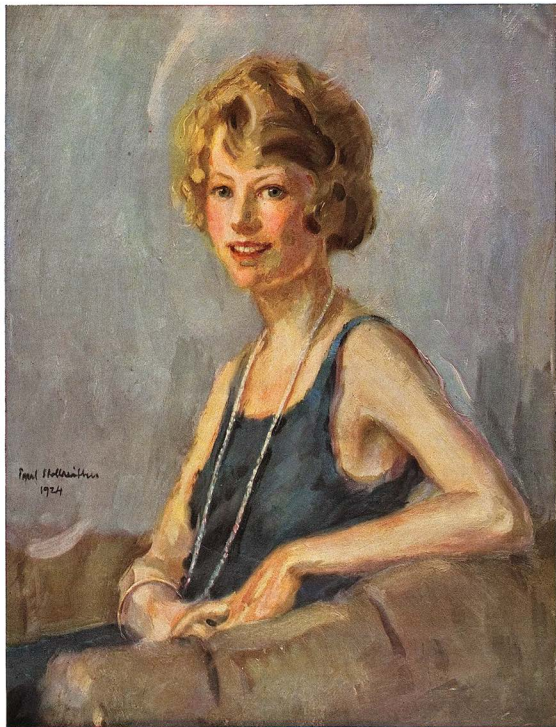


JUGEND

MÜNCHEN / 1938 / NR. 5
STADT DER DEUTSCHEN KUNST

Preis 40 Pfennig



Paul Stollreither



Aus unserem Skizzenbuch

Tiefbohrungen

Von unserer Schulzeit her erinnern wir uns der Geschichte eines Herrn, der von seinem Vater einen Weinberg erbt mit dem Hinweis, daß ein Schatz darin vergraben sei. Der glückliche Erbe grub jahrelang im Schweiße seines Angesichtes, ohne diesen Schatz zu finden, bis er entdeckte, daß die Arbeit, die er an das Umgraben gewandt hatte, sich besser gelohnt habe, als wenn er jene sagenhafte Kiste aus den Eingeweiden seines Berges emporgehoben hätte. Ähnlich geht es uns heute mit dem Vierjahresplan. Er läßt uns durch unsere Arbeit Schätze aus dem deutschen Boden heben, von denen wir uns früher nicht hätten träumen lassen. Kupfererz, Kohlen und Mineralien und Öl kommen zum Vorschein, wo man den Boden früher für wertlos hielt, und dem Meere werden hunderte von Quadratkilometern fruchtbaren Landes abgerungen. Man soll es sich nicht verdrießen lassen, wenn man nicht gleich findet, was man sucht, wie es z. B. einem Gutsbesitzer ging, der in seinen Ländereien reiche Kohlenschätze suchte. Er hatte schon zweihundert Meter tiefe Bohrungen vorgenommen, ohne daß etwas dabei herausgekommen wäre. Um dem braven Manne aber für seine Mühe eine Freude zu bereiten, warfen seine Freunde nächtlicherweise Kohlenstaub in das Bohrloch. Kurz darauf werden wieder einige Kohlenstücke gefördert, die einem nächtlichen Briefteilmurder entstammen. Mit diesem Funde begibt sich der beglückte Unternehmer zu einem Bergbaufachverständigen. Der Herr betrachtet die vorgelegten Proben eingehend, um schließlich mit ernster Miene zu sagen: „Sie haben Glück gehabt.“ — „Also doch?“ — „Ihr Bohrer ist auf der anderen Erdhälfte durchgefallen und ausgerechnet in eine Briefteilmurder!“

Seltene Rekorde

Geschwindigkeiten über 500 km in der Stunde bringen kaum noch jemanden außer Atem. Im Flugwesen wie auf allen anderen Gebieten der Technik sind die Leistungen immer wieder verbessert worden. Bloß auf einem Gebiete scheinen sie zurückzugehen: Auf dem des Biertrinkens. Der

Vierdimpfel von ehemals stirbt aus. Früher war es auf zünftigen Kneipveranstaltungen nicht ungewöhnlich, daß jemand ein bis zwei Dugend Halbe trank. Einzelne Fälle sind uns bekannt, in denen ein prächtiger Bierwurst gut drei Dugend Halbe an einem Abend hinuntergoß. Tauschen heute noch Einzelgänger dieser Gattung auf, so reizt uns ihr Tun nicht gerade zur Nachahmung an, doch können wir solchen Artisten einen gewissen Respekt nicht versagen. Jüngst saß uns im Hofbräuhaus ein Exemplar dieser Spezies gegenüber. Ohne abzuweichen, goß dieser Wackerer mit gegessener Ruhe eine Halbe nach der anderen hinter die Binde, Kragenweite *s.o.* Bei der fünfundzwanzigsten konnten wir es nicht unterlassen, unser Ersäunen auszudrücken. Die Kassierin kam gerade vorbei und sagte: Nebenan sitzt ein Herr, der hat achtundzwanzig getrunken. Der Dicke schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Herrschafft, dos muas mei Brüader sein!“ Erhob sich und ging gemessenen Schrittes nach nebenan. Es stimmte.



Geiz

Im Gegensatz zu den vorübergehenden Rekordleistungen steht das Verhalten eines Herrn, der an einem Vereinsjubiläum teilnahm. Der Saal war gerammelt



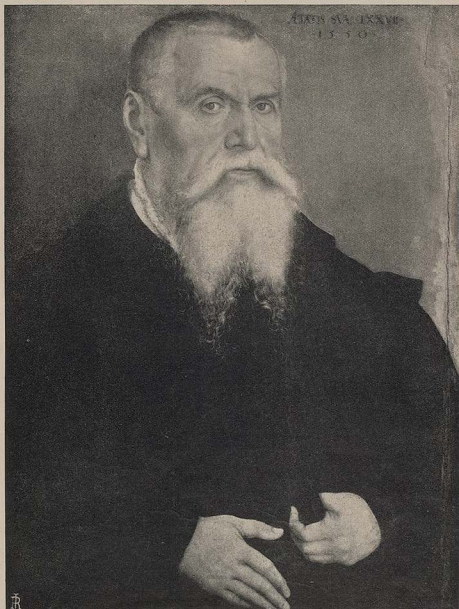
voll, die Hitze groß und die Luft so dick, daß man sie hätte in Würfel schneiden können. Das Bier floß in Strömen, und es war wohl jeder schon beim fünften Glase angelangt. Bis auf jenen Herrn, der nun vierterhündlich mit ängstlicher Sparsamkeit an seiner Halbe nippte. Sagte dessen Gegenüber zu seinem Nachbar: „Du, dem sei Bier jaugt schon 3' kochen an!“ Womit dieser Fall von Knickigkeit auf echte Münchener Art umfingher war.

Veilchenblau

Weshalb Examen ausgerechnet gegen Ende des Faschings stattfinden, ist uns immer unergründlich geblieben. Kürzlich wurde uns jedoch die Äußerung eines Mediziners berichtet, die einiges Licht auf die Sache zu werfen scheint. Lassen wir den Mann erzählen: — Ich sage im Kolleg. Der Professor redet gerade über die Wirkung der verschiedenen Farben auf die Nerven. Er sagt, daß z. B. Blau ungeheuer beruhigend auf das Zentralnervensystem wirkt. „Ich habe deshalb einmal vorgeeschlagen“, sagt er, „daß zur Verabgung der Examinanten in jedem Prüfungszimmer die Tapete blau sein sollte.“ Meinem Zuhörer beruhigend vor dem Physikum steht, entringt es sich mit leichtem Seufzer: „Besser noch die Professoren.“

Die Jugend

Zeichnungen von MACON



Selbstbildnis

Lukas Cranach



Donautal bei Werenwag

Hans Otto Schönleber

Ein deutscher Grafiker:

Hans Otto Schönleber

Als auf der Weltausstellung in Paris 1937 dem obenstehenden Holzschnitt der Grand Prix zuerkannt wurde, da mögen wohl viele Kunstfreunde in Deutschland zum ersten Male den Namen Hans Otto Schönleber gehört haben. Und mit wachsendem Staunen erkennen sie, daß dieser Künstler, der schon im Jahre 1930 seinem Leben ein Ende setzte, zu den Großen gehörte, in denen in einem Zeitalter künstlerischer Auflösung die ewigen Werte deutscher Kunst fortleben.

Als Sohn des angesehenen Malers und Akademielehrers Gustav Schönleber wurde Hans Otto Schönleber 1889 in Karlsruhe geboren. Sein Vater, der ihm die Mühe des „brotlosen“ Künstlerlebens ersparen wollte, ließ ihn Medizin studieren. Da unterbrach der Weltkrieg dieses Studium. Nach dem Kriege in die Heimat zurückgekehrt, erkannte der Künstler seine eigentliche Berufung und wandte sich der Kunst zu. In München erlernte er bei einem alten Kartenstecher den Kupferstich, die schwerste der grafischen Künste.

Von dem Augenblicke, da er sich endgültig der Kunst zuwandte, waren ihm nur zehn Jahre künstlerischen Schaffens vergönnt. Die ersten Studien deutscher Städtchen und deutscher Landschaft entstanden 1921—1924 im oberen Donautal, dessen weltabgeschiedene, romantische Landschaften sein Schaffen am stärksten anregten. Um die Gegenstände kennen zu lernen, ging Schönleber nach diesen Studienjahren für einige Monate nach Sizilien, wo in Girgenti ganz andere Eindrücke auf ihn einwirkten. In den Jahren 1924—28 zog der Künstler nach Feldafing am Starnbergersee und arbeitete dort in der Zurückgezogenheit seiner Werkstatt. In den letzten beiden Jahren seines Lebens weilte er in Stuttgart, nahe dem oberen Donautal, das seiner Kunst zur Heimat geworden war. Die innere Spannung, in der seine künstlerische Welt zu den Verzerrungserscheinungen einer „internationalen Zeitkunst“ stand, wurde ihm, dem Vorkämpfer zeitloser, deutscher Kunst, allmählich untragbar. Und in

solcher Spannung ging dieser titanische, faustische Mensch am 20. Juli 1930 in den selbstgewählten Tod.

Sein Schaffen ist tiefinnerlich verwandt mit den Werken Wolf Hubers, Matthias Grünewalds, Albrecht Dürers und Lucas Cranachs. Kupferstich und Holzschnitt, diese eigentlich deutschen Künste, zogen auch Schönleber in ihren Bann. In dieser Arbeit gab es keine billigen Ausflüchte, kein leichtfertiges Hinweggehen über die handwerklichen Grundlagen. Der Grabstichel zwang zur reiflichen Auseinandersetzung mit dem Stoff. Daß diesem unerbittlichen Gestaltungswillen eine gleich tiefe schöpferische Fantasie entsprach, zeigen die Themen der Kupferstiche. Der zweite Teil des Faust, jener tiefsten und geheimnisvollsten deutschen Dichtung, war es, den Schönleber in einer Bilderfolge gestaltete. Ganz gotisch sind die seltsamen Fabelwesen, die Spinnne und Greifen in ihrer romantischen Landschaft mit den großen Horizonten und verklüfteten Felszacken. Die Natureindrücke von Girgenti

und vom Donautal vermählen sich in dem gewaltigen, plastisch-romantischen Weltbild, mit dem Goethes Dichtung die ganze abendländische Kultur umfaßt. In Schönlebers Grafik ist altes deutsches Gedankengut in neuer Weise lebendig geworden. Wie zeitlos deutsch diese Bilder sind, zeigt ein Vergleich mit den alten Meistern; wie gegenwartsnahe sie sind, mag ein Vergleich mit dem Amerikaner Rockwell Kent zeigen, einem der bedeutendsten Grafiker der Gegenwart, neben dem Schönlebers Werk, wie die Pariser Ausstellung erwies, nicht im geringsten allerräumlich wirkt.

Und noch etwas mag diese Ausstellung zeigen: Daß Schönlebers Bilder Anerkennung fanden, nicht weil sie in einem farblosen internationalen Charakter gehalten, sondern weil sie unmißverständlich deutsch sind. Große, echt empfundene Kunst ist zeitlos und national; trotzdem oder gerade deshalb kann sie auch von dem echt empfindenden Menschen über alle Grenzen hinweg verstanden werden. Es ist dem Münchener Kunstverein zu danken, daß er das Werk Schönlebers in seiner Januarausstellung 1938 weiteren Kreisen zugänglich machte.

Historische Anekdoten

Napoleon und sein General

Napoleon war ein Mann, der fast keinen Schlaf kannte. Einst gab er einem seiner Generale den Auftrag, eine dringende Sache schnellstens zu erledigen.

Der General meinte: „Majestät, das wird immerhin einige Zeit dauern.“
„Beilen Sie sich!“, befahl darauf Napoleon. „Die ganze Welt ist in sechs Tagen geschaffen worden.“

„Wenn ich auch den ganzen Tag über arbeiten würde“, antwortete der General, „ich könnte es nicht erledigen.“

„Nun, was Sie, Herr General, bei Tag nicht fertig bringen, das geben Sie mir, ich will es in der Nacht erledigen“, sagte barsch Napoleon und entließ ungnädig den General.

Salat nach Philipps Art

König Philipp II. von Spanien hatte oft sehr eigenartige Einfälle. Einmal schickte er, einer plötzlichen Laune folgend, seiner Gemahlin einen „Italienischen Salat“, dem er folgende Zeilen beigab:

„Mein herzerliebtestes Geispon! Ich

sende Dir einen Salat, der Dir hoffentlich munden wird. Ich habe ihn selber angemacht; möge er Dir Freude bereiten. Du siehst, ich habe zu allem Geschick, selbst zum Koch.“

Dieser königliche Salat bestand aus nichts als aus Edelsteinen. Die Topase sollten das Öl bedeuten, die Rubine den Essig, die Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragde die grünen Salatblätter.

Grillparzer und Scheffel

als Stammbuchdichter

Auch schon zur Zeit Grillparzers war es für bedeutende Menschen eine Plage, ununterbrochen um Autogramme angegangen zu werden. Einmal nun schrieb Grillparzer einem Verehrer folgenden Vers als Autogramm:

„Wann hoert der Himmel auf zu strafen
Mit Albums und mit Autographen?“

Ähnlich hat Scheffel einmal in ein sogenanntes Stammbuch, das mit den schrecklichsten Versen versehen war, einer Verehrerin folgendes in dasselbe geschrieben:

„Dieses Album
Bringt ein Kalb um.“



Donautal bei Beuron

Hans Otto Schönleber



Der schlafende Faust

Hans Otto Schöneleber

Honorar: zehn Kronen

Skizze von Theodor Mühlisch

Undeutlich und gedämpft, wie in weiter Ferne schwebend, fand der Lärm, der durch die Großstadtstraße brandete, Einlaß durch die breiten, festgeschlossenen Fensterscheiben, und die ersten Sonnenstrahlen, die der junge Lenz entfaltete, huschten neugierig wie ausgelassen fröhliche Kinder über die Bücher und riesigen Papierstöcke, die auf dem mächtigen Schreibtisch aufgeschichtet lagen, vor dem Edward Brandes, der einflußreiche literarische Chef der „Politiken“ saß. Er hatte ein Manuskript in der Hand, in dem er eifrig las. Schon die ersten Sätze hatten seine Aufmerksamkeit erregt, hatten ihn gepackt und im Innersten aufgewühlt. Es lag etwas Wunderbares und Außerordentliches in diesen Zeilen, — der Ausdruck war fesselnd, ja klassisch, Dostojewski könnte der Verfasser sein, nicht der junge Mann, der in bescheidener, schlecht sitzender Kleidung vor dem Schreibtisch stand und mit gespanntem, fast möchte man sagen: ängstlichem Gesichtsausdruck den Lesenden mit seinem Augen verfolgte. War doch der Entschluß dieses bedeutenden Mannes sein Schicksal. So viel, so unendlich viel hing von ihm ab.

Brandes hatte den jungen Mann ver-

geessen. Ursprünglich wollte er ihn weg-schicken, wie so viele junge Träumer und Phantasten, die bei ihm für ihr dilettantenhaftes Geschreibsel Förderung erhofften, aber irgend etwas Unerklärliches hielt ihn davon ab, und nun las er Seite um Seite, gefesselt von der traurigen Handlung und der psychologisch jarten Linienführung.

Der Dichter schrieb von seinem Leben. Jugend, obdachlos, ein junger Schriftsteller ohne Namen. In sein elendes Loch wagt er nicht zurückzukehren. Er fürchtet seine keifende, ungeduldige Wirtin, der er die Miete wieder nicht bezahlen kann. Doch die Nacht ist kalt und naß, es friert ihn, und endlich faßt er einen Entschluß und schleicht auf Socken die Stiegen zu seiner Dachkammer hinauf, wo er auf dem Tisch ein Schreiben findet. Es ist von der Schriftleitung einer Zeitung, der er ein Manuskript angeboten hat. Er nimmt den Brief zu sich und schleicht, wie er gekommen, wieder zum Kaufe hinaus. Bei dem Licht einer Straßenslaterne erbricht er ihn. Sein Herz jubelt, die Freude preßt Tränen in seine Augen, — die Arbeit ist angenommen...

Brandes hatte das Manuskript gelesen

und legte es auf die Seite. Aufmerksam betrachtete er den jungen Mann, in dessen Augen ein heller, dankbarer Schimmer aufleuchtete, als Brandes ihm erklärte, seine Novelle sei angenommen. Er ließ ihm zehn Kronen Honorar ausbezahlen.

Jahre waren seitdem verflossen.

Der junge Mann von damals war berühmt geworden.

Eines Tages besuchte der schwedische Schriftsteller Axel Lundegard den Chef der „Politiken“. Bei dieser Gelegenheit zeigte ihm Brandes die beschriebenen Blätter und erzählte ihm die Geschichte des Manuskripts.

„Verzeihen Sie“, fragte er Lundegard, „daß ich mich über meine armseligen zehn Kronen erschlagen fühle!“

„Weshalb?“

Der Schriftsteller legte ihm das Manuskript vor. „Wenn Sie die Erzählung gelesen haben, werden Sie es verstehen.“

„Ist sie denn so merkwürdig? Wie heißt sie?“

„Junger.“

„Und der Verfasser?“

„Anut Samson.“

In der Unterwelt

Von Rudolf T. Spig

Man weiß nicht, wo sie sich befindet. Wüßte man das, verließen viele ihr Heim und kämen nie mehr dahin zurück. Die Unterwelt ist bevölkert von Apachen, Spionen, Meisterverbrechern, die Kontinente in Bewegung setzen, Vampiren und Meisterdetektiven in Meisterverkleidung. Der Apache ist sehr jung, raucht viel Zigaretten und trägt mit Vorliebe ein schwarzseidenes Hemd. Er ist leicht erregbaren Charakters. Wegen der geringsten Kleinigkeit stößt er einem Mitmenschen ein Messer in das Herz. Aber wer tate das nicht gern? Besonders im Dunkeln? Darin unterscheidet sich der Apache nicht wesentlich von anderen Leuten. Bei Tag ist er meist Gehilfe in einer Fahrradreparaturwerkstätte. Bei Nacht kann er nicht zu Hause bleiben.

Hinsichtlich seiner Braut ist er sehr liberal, was ältere zahlungsfähigere Jahrgänge betrifft, aber hinsichtlich jüngerer Männer ist er von wilder Eifersucht. Seine Bräute leben in steter Angst vor ihm. Diese Bräute sind große Blutsaugerinnen und führen entsprechende Namen, gleichwohl sie im Geburtsregister mit Maria Müller vermerkt sind. Eigentlich sind sie ungefährlich. Je älter sie werden, umso mehr verfallen sie dem Kaster des Trunkes. Für ein Glasche Cognac verraten sie die ganze Unterwelt. Aber welche tate das nicht? Sie scheint eine ganz gefühllose Alte zu sein. Nur wenn man sie an ihre verlorene Tochter erinnert, vergießt sie Tränen.

Der Spion, das ist der Kätzelloser der Unterwelt. Er sitzt meist still vor sich hin in einer Ecke, sieht aus, als ob er nichts tate, sein Girn arbeitet aber fieberhaft an einer kriminellen Lösung. Er tut so, als ob er schwer betrunken wäre, ist's aber nicht ein bißchen. Zuweilen kriegt er was raus. Zuweilen was auf den Kopf, nämlich dann, wenn man ihn als Spion erkennt. Aber seinem starken Girn schadet das nichts.

Des Weiteren besitzt die Unterwelt einen Gelden. Man erkennt ihn leicht an seiner Verkleidung: es ist der Meisterdetektiv. Ein betrunkener Matrose, dem Gott und die Welt egal ist, das zum Beispiel ist der Geld. Oder ein steinalter Mann mit einem weißen Bart herunter, das ist der Geld. Er kann jeden Augen-

blick wieder sein feuriges Auge haben und den Bart abnehmen und da ist er. Er ist geradezu lächerlich stark. Biegt die stärksten Eisenstangen. Entledigt sich der kompliziertesten Fesseln.

Seine Aufgabe in der Unterwelt ist, nach der Geldin anzuschauen, sie zu schützen und sie zu retten. Diese Geldin ist an ihrer außerordentlichen Unschuld erkennbar. Sie weiß nichts. Nicht einmal, daß die Summe der zwei Seiten eines Dreiecks größer ist als die dritte Seite. Schwer zu sagen, was sie in der Geschichte tut. Meist geht sie von zu

Hause harmlos weg und in die Geschichte hinein und da ist sie dann drin. Und die Geschichte geht dann so aus: Der Spion in der stillen Ecke, bei dem alle kriminellen Fäden zusammenlaufen, hat den Meisterverbrecher entdeckt. Der Meisterdetektiv kommt in diesem Augenblick dazu mit den Handschellen. Er hat geradezu noch Zeit gehabt, die Geldin von einem Kose zu retten, das schrecklicher ist als der Tod. Das Apache mädchen wird von ihrer Mutter, der alten Trunkenboldin, wiedererkannt. Das gibt ihr einen so starken Schock im Gefühl, daß das Mädchen die Unterwelt verläßt und in der Oberwelt einen Schönheitsalon eröffnet. Der Geld verzichtet zugunsten des Spions auf die Geldin, die dieser schützten und von fern geliebt hat, wie sie ihn. Der Meisterdetektiv verzichtet, denn sein Heim ist die Unterwelt, sein Leben sind weitere Abenteuer.



Badende

Franz Doll

Telegramm aus Ragusa

Von Wilhelmine Baltinefter

Eines Morgens erhält Lottre-Lore Wolf ein Telegramm aus Ragusa: „Komme gleich zu mir. Geld geht gleichzeitig telegrafisch ab. Erwarte dich am Hafen von Gravosa. Heinrich.“

Lottre-Lore Wolf steht wie in einer Bewußtseinspaltung. Ist das nun wahr oder nicht wahr? Hält sie dieses knisternde Telegramm in der Hand oder ist das Wachsraum? Sie beißt sich in die fingerknöchel, es tut weh, folglich ist sie wach und das Telegramm aus Ragusa ist Tatsache. Deutlich steht da: Lottre-Lore Wolf und auch ihre genaue Adresse. Es gibt keinen Zweifel, es kann kein Verstum sein. Aber wer ist dieser Heinrich? Jetzt läßt die Tür Glocke noch einmal klingeln. Lottre-Lore stürzt hinaus. Die Geldanweisung ist da. Ein recht ansehnlicher Betrag, für den man in Ragusa bestimmt ein paar luxuriöse Wochen verbringen kann. Lottre-Lore nimmt das fremde Geld in ihre Hände, die ihr gar nicht die ibrigen zu sein scheinen. Sie kennt keinen Heinrich, hat nie einen Heinrich gekannt. (Der Name geriet ihr übrigens nie, er ist altmodisch und banal). Aber dieser Heinrich scheint allerdings kein banaler Heinrich zu sein. Lottre-Lore läßt die Geldscheine rascheln. „Unmöglich! Ich kann doch nicht einfach losfahren. Vielleicht ist es ein Gaunertick. Vielleicht ein Mädchen-

händler!“ Jetzt muß sie lachen. Eine Witwe von fünfundsiebenzig Jahren wird sich doch nicht vor Mädchenhändlern fürchten. Sie geht auf und ab und grübelt: Rückfrage nach dem Aufgeber des Telegramms halten? Zur Polizei gehen? Wer ist dieser verrückte Heinrich? Die Uhr rückt, Stunden vergehen in fruchtlosem Grübeln. Man hat ein bißchen aufs Gepäck geschaut, die Toilettenfrage erwogen, dann den ganzen Kofferplan wieder verworfen.

Die Türglocke gellt. Wieder ein Telegramm: „Liebste, Komm bestimmt. Ich sehne mich so sehr.“ Sehr gut dosiert, diese Telegramme: dasjenige kommt genau in jene Grübelstimmung hinein, in der ein heißes sehnsüchtiges Wort alle Bedenken stürzen und den Mann zum Sieger machen kann.

„So ein Narr! So ein dummer Scherz! Ich fahre bestimmt nicht!“

Am nächsten Morgen um halb acht sitzt Lottre-Lore im Schnellzug, der Anschluß nach Spalata hat, von wo aus der Dampfer nach Ragusa fährt.

Daß sie im Zuge sitzt, erscheint ihr selbst am unwahrscheinlichsten. Vor jeder Station nimmt sie sich vor: Jetzt steig' ich aus und fahre nach Wien zurück! — Die Grenze ist erreicht, die Zollrevision erledigt. Nun scheint es ihr besiegelt: Ich fahre also nach Ragusa. Und von jetzt an

gehören ihre Gedanken nur dem Unbekannten. Wie sieht er aus? Wer ist er? Sehr häßlich, sehr alt? Übermäßig jung? Nur das nicht! Höfentlich gerade mittelmäßig, das ist das Alter, das sie anzieht. Schwärmeraugen? Nur nicht zu romantisch, bitte! Aber viel Herz soll er haben, viel Härtlichkeit geben, viel Härtlichkeit fordern. Höfentlich steht er nicht mit roten Rosen am Hafen von Gravosa. Das wäre entsetzlich — nein, es wäre wunderbar.

In der Kajüte liegt Lottre-Lore wach. Die Meeresnacht — die Einsamkeit — das Abenteuer. Sie hat mit einemmal Angst vor dem Abenteuer. Wäre es ein Zug und kein Dampfer, sie stiege jetzt wirklich aus. Sie muß an ihre Eltern denken, vornehm, reservierte Leute mit granitfesten Vorkriegsgrundsätzen. Mama würde mit sehr schmalen Lippen sagen: „Aber Lottre-Lore! Wir haben dich doch so gut erzogen!“ Das Schiff schlingert ein wenig. Wenn sie nur nicht seefrank wird, dann ist sie morgen grün und häßlich.

Gravosa! Das Schiff legt an. Wo ist er? Viele Menschen, aber kein einziges besonderes Gesicht eines distinguierten Fremden, wie sie es erhofft und erwartet hat. Sehr enttäuscht, sehr zögernd geht sie den steilen Landungssteig vom Dampfer zum Hafen hinunter. Raubes Stimmengewirr empfängt sie; ihr Gepäck landet in einem Kottelauto, das nach Ragusa fährt. Sie steht und schaut sich suchend um. Er ist nicht gekommen. Empörung kocht in ihr. Es ist unerbört, es ist eine Verleumdung, eine Verspottung.

Sie hat keinen Blick für den Reiz der fremden Landschaft. In Ragusa, im Hotel wird sie gleich nach ihm fragen. Aber wie? Kann man einen Portier einfach nach einem Herrn Heinrich fragen? Sie weiß ja nicht einmal seinen Familiennamen.

Sie packt nicht aus. Sie steht auf dem Balkon ihres Zimmers, schaut zu dem blauen Meeresstreifen hinüber, ohne ihn zu sehen. Wenn dieser Heinrich bis abends nicht kommt, fahre ich nach Hause.

Unten saust ein Auto heran, hält. Ein Herr springt sehr eilig heraus. Rote Rosen in der Hand. Lottre-Lores Herz geht in hohen Wellen. Ein paar Minuten später klopfte es an der Zimmertür. Das Mädchen bringt die Rosen.

„Herr im Lesezimmer wartet“, sagt sie in ihrem unbeholfenen Deutsch.

Lottre-Lore — zwei von seinen Rosen in der Hand — betritt das Lesezimmer. Mienenpiel kühl, überlegen, das Herz ein klopfender Hammer.

Großer Handkuss, langes Anstarren. Verwirrend häßliche Augen hat er.

„Ich sah Ihr Bild in einer Modenzeitung“, Frau Lottre-Lore Wolf in Königsblauem Samt. Da war mein Schicksal besiegelt.

„Jetzt weiß ich wenigstens, woher Sie mich kennen. Aber —“ Sie stockt.

Max Cordier]



„Amalie, bist du eingegangen, oder sollte ich etwa auseinander gegangen sein?“



Foxtrott

Heinrich Kley

„Aber: Sie fanden es etwas formlos, daß ich Sie einfach bat, hierher zu kommen? Gnädige Frau, gibt es eine entscheidendere Kulisse für das Glück als die adriablauen und myrtegrünen dieser Meeresstadt? Er küßt ihre Hand. „Ihre Haare sind noch viel schöner und Ihre Züge noch viel aparter als auf dem Bilde.“

Sie sitzt neben ihm im Auto, das sie zum kleinen Stadthafen führt. Dort liegt sein Motorboot. Sie fahren zur Insel Laeroma, der schwermütigsten Insel der Adria.

„Warum haben Sie mir per du telegrafiert?“, fragt Lotte-Lore, während das Motorboot dem hohen, düstern Inselberg zurauscht.

„Sagt man jemand, den man liebt, sie?“ Lotte-Lore lächelt übers Meer hin.

„Du!“, flüstert er. „Sag auch du!“

Bedenken bedrängen sie: Es ist doch nur ein Abenteuer — was denkt er eigentlich von mir — das Ganze ist zu originell, um fernlos zu sein.

Als hätte er ihre Gedanken erraten, sagt er: „Muß man sich erst monatelang kennen und gründlich miteinander gelangweilt haben, um einander zu lieben? Ich glaube an die Liebe auf den ersten Blick. Die Liebe, die erst auf den zweiten oder dritten Blick kommt, ist ein bindendes Glück.“

Lotte-Lore muß lachen. Er beugt sich zu ihr und küßt den lachenden Mund, der nicht widersteht. —

Es ist ein Traum, umsäumt von blauem Himmel, blauem Meer. Bei ihr vielleicht auch von blauen Illusionen.

„Du bist ein Kind, Lotte-Lore, kleine Witwe, ein großes Kind! Bis Ragusa hast du ja nicht gewußt, was Leben, was Glück heißt. Zeig deine Kinderstirn!“ Er streicht ihr das braune geringelte Haar fort und küßt andächtig diese ungeführte junge Samstirn. „Du hast noch immer Angst, daß ich ein Verbrecher bin, Spion, Defraudant, Rauschgiftschmuggler, was weiß ich. Setz dich einmal hin und schreibe express an große Auskunftsreiter in Wien, Paris, London. Du wirst hören, daß ich ziemlich viel Geld habe, an sieben oder acht Industrien beteiligt bin, dreimal geschieden, zweimal verlobt war. Daß ich nicht glücklich war, steht nicht in den Auskünften. Jetzt bin ich glücklich. Willst du noch mehr wissen? Warum ich mich dreimal scheiden ließ? Zwei waren untreu, die dritte war treu, aber langweilig. Und die zwei Bräute hatten ähnliche Fehler. Aber du bist süß.“

„Wirst du das in ein paar Monaten auch noch behaupten?“

„Du lauerst ja, kleine Lotte-Lore! Wer denkt an die nächste Zeit? Wenn du willst, kann ich dich aber auch heiraten.“

„Die Art, in der du diesen Antrag vorbringst, hat fatale Ähnlichkeit mit einer Beleidigung. Du hast ein Abenteuer gesucht, mein Lieber!“

„Aber Liebling!“

Aber Liebling! ist ein Argument ohne Hände und Füße, das alle Männer in schwierigen seelischen Situationen Frauen gegenüber mit wechselndem Erfolg anwenden. Ein gut gezielter Kuß vertritt manchmal dieses unzulängliche Argument. Beide haben die vorübergehende Wirkung einer Kokalanästhesie.

In diesem Abend wartet Lotte-Lore in der Hotelhalle auf Heinrich. Er kommt nicht. Sie wird ungeduldig, läßt in seinem Zimmer nachfragen. Er ist nicht oben. Sie fährt in ihr eigenes Zimmer hinauf. Dort liegt ein Brief:

„Liebling, ich danke Dir. Und nun muß ich fort. Gestatte eine kleine Aufklärung: Ich sah Dein Bild in der Zeitschrift, verliebte mich und dachte, vielleicht wird sie meine Frau. Ich beschloß, Deine Tugendhaftigkeit auszuprobieren. Ich bin altmodisch, daran ist nichts zu ändern. Häßtest Du meinen Antrag, nach Ragusa zu kommen, nicht angenommen, wärest Du also unerbittlich gewesen, ich wäre nach Wien gekommen und hätte bald in aller Form um Dich angehalten. Du bist aber nach Ragusa gekommen, hast Dich ziemlich bedenkenlos ins Abenteuer geworfen. Ich danke Dir dafür, Liebling, denn es war schön, es war das innigste Erlebnis, das ich hatte. Doch — häßtest Du es nicht getan, ich hätte mich fürs Leben an Dich gebunden. Verzeih.“

Leb wohl.

Heinrich.“



Der Kaiser-maler

Der Kaiser-maler

O. Obermeier

Lustiges aus Kottweil

Von Karl G. Gössle

Kottweil, die blühende württembergische Oberamtsstadt am Oberlauf des Neckar, war ehemals eine angesehen freie Reichsstadt, deren Bürger wohl wußten, was sie ihrem obersten Herrn, dem Kaiser des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation schuldig waren. Im Krieg stellten sie ihm die besten bekannten tapferen Kottweiler Soldaten. Um ihm aber auch im Frieden die schulbige Aufmerksamkeit zu erweisen, brachten sie im großen Sitzungssaal des Rathauses, wo allmonatlich mehrmals die Stadtväter in gewichtiger Versammlung tagten, eine überlebensgroße Büste des Kaisers an. Der hohe Herr sollte, wenn er schon nicht persönlich anwesend sein konnte — so doch wenigstens figürlich und sinnbildlich ihren Beratungen die Weisheit geben.

Zur Zeit, als dieses Kaiserbild aufgestellt wurde, es geschah um 1800 herum, war ein Zabsburger das Reichsoberhaupt. Als dieser Kaiser starb, gerieten die Kottweiler in nicht geringe Verlegenheit. Sie kamen in einen bösen Konflikt zwischen Pietät und Aktualität. Um zeitgemäß zu sein, war es nötig, eine Büste des neuen

Kaisers anfertigen zu lassen und das alte Kaiserbildnis abzuwerfen. Aber war das nicht schändliche Undankbarkeit gegenüber dem verstorbenen kaiserlichen Herrn, der seine Schuld in reichem Maße über Kottweil hatte walten lassen? Und kostete es nicht eine erhebliche Stange Geldes, wenn dem kaiserlichen Nachfolger in form eines neuen Standbildes geschuldigt wurde? Durfte eine solche Ausgabe dem Stadtsäckel — und damit den Bürgern als Steuerzahlern — zugemutet werden? Nein, und nochmals nein!

Nachdem diese hochwichtige Frage im Kottweiler Stadtrat ein halbes Dutzend Mal auf der Tagesordnung gestanden hatte und die Diskussion darüber immer wieder ergebnislos hatte abgebrochen werden müssen, hatte der regierende Bürgermeister einen genialen Einfall. Boshafte Jungen behaupteten zwar, daß dieser geniale Einfall nicht das ureigenste Produkt der angestrengten Geistesanstrengung des Herrn Bürgermeisters gewesen sei, vielmehr sei er des Nachts von der Frau Bürgermeisterin als Trost in der Schlaflosigkeit der bürgermeisterlichen Seele ge-

fallen. Wie dem auch sei: Der Einfall war gut und wurde einstimmig von den Stadtvätern angenommen.

Die Kottweiler verfuhrten folgendermaßen:

Sie ernannten einen Stadtbildhauer ehrenhalber. Dieser Stadtbildhauer ehrenhalber bekam nicht etwa die Aufgabe zugewiesen, eine neue Kaiserbüste zu schaffen, sondern die alte in die des neuen Kaisers umzuwandeln. Das war keine kleine Arbeit. Der Bart mußte abgenommen werden, weil das regierende Reichsoberhaupt glattrasiert ging. Die Stirn bedurfte der Aufstockung und das Kinn litt an allzugroßer Fülle. Die Augen mußten mehr aus den Vertiefungen hervortreten und die Ohren empfindlicher werden. Nur die fätsam bekannte Unterlippe durfte bleiben, wie sie war, weil der Nachfolger des alten Kaisers wiederum ein Zabsburger war.

Das Werk gelang zur vollsten Zufriedenheit Kottweils.

Und deshalb wurde ähnlich beim nächsten, übernächsten und überübernächsten Kaiserwechsel verfahren. Durch volle drei Jahrhunderte wurde der alte Kaiser vom Kottweiler Stadtbildhauer mit vieler Eiß, Liebe und Tüchtigkeit immer wieder in einen neuen Kaiser umgewandelt.

Erst als die gute Reichsstadt Kottweil im Jahre 1803 württembergisch wurde, ging der arme, vielgediente und vielbehaunte Stein zur wohlverdienten Ruhe ein.

Aber nicht nur im XVI. sondern auch im XVII. Jahrhundert hatte ein regierender Bürgermeister von Kottweil einen guten Einfall. Er ist dieses Einfalls halber von seinen wenig humorbegabten Mitbürgern abgesetzt worden. In Wahrheit verdiente er deshalb die Unsterblichkeit.

Bei der Sichtung des umfangreichen Kottweiler Stadtarchivs wurde eine kleine, eisenbeschlagene Truhe gefunden mit einem gebogenen Schloß daran, dessen Loch schwer verriegelt war. Zu der Truhe gehörte eine Urkunde, in der verzeichnet stand, daß die Truhe in keinem Fall geöffnet werden dürfe. Unersinnig geriet ihr Inhalt der freien Reichsstadt Kottweil zum Segen, aufgeschloffen aber zum Glück.

Auch in diesem Fall berieteten die Stadtväter sehr lange, was zu tun sei. Etwas waren dafür, die Truhe solle trotzdem aufgemacht werden, andere dagegen. Schließlich setzte sich der Vorstoß des Bürgermeisters durch, der also lautete:

„Die Truhe soll geöffnet werden von den fünf ältesten Ratsherren der Stadt Kottweil. Nach erfolgter Öffnung ist sie wieder sorgfältig zu schließen und zu verriegeln. Auch hat vorher jeder der fünf Ratsherren in der Stadtsversammlung bei Leib und Leben zu schwören, daß er nichts verlaublichen läßt, wessen er in der kleinen Truhe anständig geworden ist.“

Genau so wurde verfahren.

Die fünf ältesten Ratsherren gingen in

ein besonderes Zimmer, verschloffen das Schlüsselloch, zogen die Vorhänge vor die Fenster und betreten ein Vaterunser. Dann öffneten sie die Truhe, nahmen von deren Inhalt Kenntnis und verschloffen sie wieder und versiegelten sie.

Leider können auch wir nun nicht angeben, was eigentlich in der Truhe war, denn die fünf Ratsherren hielten — wie sie ja geschworen hatten — so dicht, wie Tote im Grab und waren durch nichts zum Reden zu bringen.

Dieser Fall hat dem Bürgermeister — wie gesagt — Amt und Würde gekostet. Der hohe Rat von Kottweil konnte ihm nie vergeben, daß er nachher nicht Kläger war als zuvor.

Zum Schluß sei noch eine letzte lustige Kottweiler Bürgermeister-Geschichte aus dem XVIII. Jahrhundert erzählt.

Anläßlich eines Volksfestes wurde in Kottweil der mittelalterliche Turniergedanke wieder aufgegriffen und unter freiem Himmel ein ritterliches Langenstechen veranstaltet. Wer gerade Lust hatte, durfte den anderen zu diesem Stachen herausfordern.

Carl von Praunen, ein alteingesessener Adliger, forderte den regierenden Bürgermeister Hans Sättelin in die Schranken. Er wollte endlich einmal so recht nach Herzenslust sein Mütchen kühlen an dem Stadtoberhaupt, das streng gerecht war und ihm so gar nicht jene Vorrechte gewähren wollte, nach denen sein Sinn stand. Hans Sättelin nahm die Herausforderung an, und jedermann wunderte sich darüber. Denn der Bürgermeister war ein verwachsen und verschrumptes Männchen, der hoch zu Ross wie ein Kobold ausfiel. Und niemand außer Carl von Praunen traute ihm die Kraft zu, die seinem kleinen Körper tatsächlich innewohnte. Doch gerade darauf hatte der Schalk seinen Plan aufgebaut.

Als die Trompeten Hans Sättelin und Carl von Praunen zum Kampf riefen, war die Stachbahn dicht besetzt. Ganz Kottweil umfand den Platz und harrete schadenfroh der Dinge, die da kommen sollten. Der Bürgermeister rannte mit

einer Lanze, die doppelt so lang war wie er selbst, hoch zu Ross gegen den Gegner an, er fehlte ihm aber, so daß ein zweiter Gang erforderlich wurde. Bei diesem zweiten Gang traf er den Widersacher nur allzugut. Er rannte ihm den Speer durch den Leib, daß er hinten im Rücken wieder zum Vorschein kam und daß das Blut in Strömen floss. Unter dem Volk entstand eine Panik und der Schrei gellte gen Himmel: „Der Bürgermeister hat Carl von Praunen erköchen!“ Hans Sättelin wurde es wind und weh umtete. Er sprengte mit verhängten Zügeln nach der St. Johannis Komturerei, wo eine Freisatt für Totschläger war. Und dort flehte er



Nichts anzuzieh'n! Kley

den Komtur um aller Heiligen Willen an, ihm die Freisatt zu öffnen.

Eine halbe Stunde später vermeinte der völlig neugierig-lachende Bürgermeister ein leidhaftiges Gespenst zu sehen, denn Carl von Praunen trat gesund und munter in die Freisatt ein und lachte. Und nachdem er den verdutzten Hans Sättelin fassam ausgelacht hatte, erklärte er, daß nicht er selbst zum Stachen geritten sei, sondern eine ihm nachgebildete Puppe. Diese Puppe habe er mit Schweinsblasen ausgefüllt und diese wieder mit Ochsenblut angefüllt. Die Kottweiler hätten einen tapferen Bürgermeister, der könne sogar eine Puppe einen Speiß durch den Bauch rennen!

Hans Sättelin atmete tief und befreit auf, nachdem er den wahren Sachverhalt erfahren hatte. Und er war flug genug, am lauteften über den derben Streich Carl von Praunens zu lachen. Ein Jahr später aber erließ der Bürgermeister von Kottweil eine Verordnung, daß der Unfug des Langenstehens anläßlich des Volksfestes ein für alle Male verboten sei.

Liebe Jugend!

Sie waren sechs Monate verheiratet. Kitty schien ein wenig enttäuscht. Sie hatte sich wohl die Flitterwochen etwas länger vorgestellt.

„Du liebst mich nicht mehr“, begann sie eines Abends, „du sagst mir nicht mehr, daß du mit mir im siebenten Himmel bist!“

Der Gatte legte bedächtig die Zeitung aus der Hand.

„Aber, Kind! Ich bin mit dir im siebenten, achten, neunten Himmel! Ich liebe dich, ich liebe dich mehr als mein Leben! Ich kann ohne dich nicht sein, mein Herz ist erfüllt von deinem wonnigen Wesen, nur in deiner Gegenwart erstrahlt mir die Sonne, für mich gibt es auf der ganzen Welt nur dich, du bist in meinem Herzen, in meinem Blut, in meinen Gedanken. Erst seit ich dich habe, weiß ich, was Leben heißt. Ich verspreche mich in Sehnsucht nach dir, ich brenne nach deinen Küßchen — so, und jetzt möchte ich endlich meine Zeitung wieder lesen!“

DIE „DEUTSCHE“ MODE

„Rede deutsch mit deutschen Worten!“

Schallt es heute allerorten.

Das ist gut und schön gesagt;

Doch dem Himmel sei's geklagt.

Daß der gern gebrauchte Satz

Immer nicht am rechten Platz.

So zum Beispiel aus der Mode

Eine kleine Episode:

Mako, Moiré, Broché,

Duveline und Piqué,

Craquelé, Jacquard, Foulé,

Cord, Organdy und Bouché,

Renforcé, Velour, Bouclé,

Shetland, Cotelé, Frisé,

Familis, Velour de laine,

Cresol-Bouclé, Crêpe marocaine,

Hammercrêpe, Creton romaine,

Reversible, Afghalaïne,

Satin riche und Crêpe Georgette,

Jersey-Schotten und Musette,

Ustra Ottomane, Tweed,

Crêpe maroc und Crêpe Granit,

Shantunella, Mouliné,

Crêpeline und Damassé,

Crêpe Haiti, Crêpe perlé,

Crêpe Armur und Crêpe natté,

Popeline, Welline,

Mousselin, Satin glacé,

Dann Charmeuse, Diagonal,

Panama, Vigogne, Voile,

Gingham, Crêpe de Chine, Marengo

Und Flamingo und Flamengo

Und so weiter, und so weiter —

Alles für die deutschen Kleider,

Grüne, blaue, gelbe, rote —

Alles für die „deutsche“ Mode!

Hans Herms

MORGENMOND

EIN MÜNCHENER KÜNSTLER-ROMAN VON JOHANNA BIRNBAUM

Bisheriger Inhalt: Barbara Bückner, Studentin der Philosophie, führt der Stadt ihrer Studien und ihrer Sehnsüchte, München, entgegen. Dort hat sie bald Freundschaft geschlossen mit dem Bildhauer Florian Seidl, einem Kunstfanatiker, der dem Palaststreben des Jahres 1927 recht unendlich gegenübersteht. Gisela, die Schwester Barbaras, ist zu Besuch gekommen und erwartet Florian und Barbara in dem Zimmer der letzteren.

4. Fortsetzung.

„Scheint ein langer Abschied zu werden“, murmelte Gertrud und entschloß sich endlich auch, auf der andern Seite des Vorhanges einen Beobachtungsposten zu beziehen.

„Morgen Abend also unter den Zailerien“, — damit war der Vögelgang vor dem neuen Rathaus gemeint — hörten sie sagen, „und du bringst dein Schwesterl mit!“

„Sie beschließen über meinen Kopf?“, flüsterte Gisela.

„Na, viel Spaß! Sie werden haaren über diese Bekanntschaft. Er soll doch endlich ihre Hand loslassen“, wisperte ebenso leise Gertrud.

Gisela lauschte mit verhaltenem Atem, voller Spannung, Florians Abschiedsworte. Als er den Hut zum „Grüß Gott“ zog, führte sie ins Zimmer hinein, die Hand vor den Mund gepreßt. Gertrud beobachtete sie fragend und kopfschüttelnd; aber Gisela konnte vor Lachen nur das eine Wort herausbringen: „Die Glage —!“

Da stand auch schon ihre Schwester in der Tür und hörte gerade noch, wie Gertrud sie mit unterdrückter Heiterkeit belehrte: „Oh, ich bitte Sie, eine Glage ist durchaus ein Zeichen von hoher Kultur! Kommt nur bei übermäßiger geistiger Arbeit vor.“

„Um wen handelt es sich denn?“, fragte Barbara kühl und wußte die Ähneln. Sie machte sich gleich daran, den Tisch zu decken. „Wenn etwa von Seil die Rede sein sollte, so muß ich zu eurer Enttäuschung feststellen, daß er in von überflüssigem Denken bestimmt nicht hat. Er ist kein Vetter- und Väterwetter. Er schafft rein gefühlsmäßig.“ Sie sprach häufig mit geröteten Wangen, während sie die gelb-weiß karierte Decke über den Tisch breitete.

„Du bleibst doch zum Essen?“

Gertrud lebte energisch ab: „Ihr werdet euch heute viel zu erzählen haben.“

„Zu Hause vermissen wir dich oft, Bärbel“, begann Gisela, als die Schwestern allein waren. „Es war doch immer recht gemütlich, wenn wir abends zu dritt mit Herta — sie nannte ihre Mutter oft mit dem Vornamen, das kameradschaftliche Verhältnis betonend — im kleinen Wohnzimmer bei Gebäck und gutem Kaffee saßen. Es gab wohl kein Ereignis oder Problem, das wir nicht durchgesprochen hätten.“

„Oft bis spät in die Nacht hinein“, ergänzte Barbara.

„Wärst du schon in den Galerien?“

„Ja, ich bin fast alle durch. — Vorige Woche war ich mal wieder in der alten Pinakothek. Da kam mir so recht zum Bewußtsein, daß es einen Fortschritt in der Kunst nicht gibt. Man sieht nur verschiedene Ausdrucksmittel eines sich stets gleich bleibenden Geistes; so weit es sich um die großen Meister handelt, möchte ich sagen, des nordischen Geistes. Du wirst natürlich von El Greco nicht loskommen. Aber ich sage dir, aus Nubens ist trotz übermäßiger Kraftentwilderung durchaus edel. Es ist mir unverständlich, daß die Propheten der modernen Kunst die alten Meister einfach damit abtun wollen, daß sie deren Arbeit als Abklatsch der Wirklichkeit oder Photographie bezeichnen und ihre eigene Schmiererei als „Seelenkunst“ darüberstellen! Welche Geheimnisse haben die Alten doch in ihre Werke hineingelegt! Es ist ein Schauen, eine Offenbarung darin, kein bloßes technisches Können.“

Barbaras Wirtin kam herein und unterbrach die Unterhaltung. Wie immer zeigte ihr Gesicht einen etwas gequälten Ausdruck, den sie vergeht durch ein gezwungenes Lächeln zu bannen suchte. Fräulein Spangenberg war früher Lehrerin gewesen; aber durch ein Leiden

gezwungen, hatte sie sich früh pensionieren lassen. In der Pension, gegen die gegen Abend, wenn die Schmerzen sich bemerkbar machten, eine kleine flache Wärmflasche.

Hinter ihr erschien die Aufwartefrau. Ein Viegeloja wurde aufgestellt, und mit vereinten Kräften bezog man Kissen und eine Daunendecke.

„So, Schwesterherz, wenn du dich auch noch so sehr kränkst, jetzt bekommst du einen kräftigen Kuss, und dann gehen wir schlafen. Nach der langen Reise wirst du arg müde sein.“

„Sag mal, Bärbel, was ist eigentlich mit diesem Florian Seidl?“, fragte Gisela lächelnd, als sie auf dem Bettrand saß und ihr helles Haar büschelte. Dabei blinnte sie verächtlich zu Barbara hinüber, die damit beschäftigt war, ihre Bücher und Kolleghefte für den nächsten Tag in die Mappe zu ordnen. Barbara wandte ihr langsam das Gesicht zu:

„Wenn es dich interessiert, kannst du dir seine Sachen mal ansehen. Vorwiegend Kirchenkunst. Ein seltsamer Heiliger!“ Ihr Lachen klang nicht so ganz echt. „Ich halte ihn übrigens nicht für zuverlässig.“

— Für uns Frauen ist es doch gut, daß wir studieren dürfen und lernen, vorrichtige Verstandesmenschen zu werden“, fügte sie nach einer Weile in so belebendem Ton hinzu, daß Gisela lächelte und nichts darauf sagte.

Es blieb still im Zimmer.

Hatte sie der Wahrheit die Ehre gegeben?, ging Barbara mit sich zu Gericht, und vor ihrer Schwester über Florian nicht allzu leicht den Stab gebrochen aus Angst, sich zu verraten? Hatte sie nicht etwas behauptet, wovon sie selbst gar nicht überzeugt war?

„Warum habe ich Gisela nicht einfach gesagt, daß ich ihn liebe? Das erste Mal im Leben, daß ich ihr gegenüber meine Sorgen und Konflikte unter einer Maske verberge!“

Sie schämte sich für Florian. Das machte sie unzufrieden mit sich selbst.

Auf den Lebensspitzen ging sie über den Teppich zu Gisela hinüber. Aber die Schwester schloß sich fest und tief. Vorständig und liebevoll küßte sie sie auf die Stirn und streich mit der Hand sanft über das blonde Haar. Dann machte sie leise das Licht aus.

Der „irregelmäßige Fanatiker“, wie seine bisherigen Auftraggeber, teils geistliche, teils weltliche Machthaber, Florian Seidl nannten, liebte seine Heimatstadt über alles. „Ich verlass mein München nicht“, das stand bei ihm fest, wenn Berlin unter dem roten Regime auch immer mehr zum Konzentrum Deutschlands aufrückte und viele Jungegenossen in seinen Bann zog.

„Doffentlich gefällt Ihnen unter München auch so gut wie Ihrer Schwester“, begrüßte Florian am nächsten Abend die beiden Damen. Sie trafen einander im Mittelpunkt der Stadt vor dem neuen Rathaus mit seinen vielen gotischen Türmen. Um die Mariensäule, wo die Himmelskönigin auf dem Halbmond thront, reichte sich Auto an Auto. Drüben grüßte die bunte Fassade des alten Rathauses, gleichsam längs in die Stille gesunkene Zeiten mit dem Lärm und der Unruhe der Hauptverkehrsstraßen verbindend.

Unter dem Vögelgang des Stadtarchivs hindurch führte Florian die beiden Schwestern zum Petersberg, das inmitten der Großstadt schlummert, unberührt vom Wandel der Zeiten. Hier war es so still, daß man das Plätschern des Löffelbrunnens hörte. Der Zauber der Nemanitz weht um das Ständesamt, das der Münchner nicht ohne Humor in ein kleines, uraltiges Gefängnis gelegt hat; wie im Märchen blicken die winzigen Erker und Türme der Rückseite des Stadtarchivs drein samt den vergitterten Fensterchen, in deren Nischen Falken heften.

Die kleine Gesellschaft landete im „Franziskaner“.

Mit welcher Leichtigkeit verzichtet der Student die Woche über auf ein warmes Mittagessen, mit welcher Nichtachtung leiblicher Genuss verzehrt er tagtäglich seine Würstl mit einigen Wederln, wenn er bin und wieder dafür abends im lichtdurchfluteten Bräu zwischen elegan-

ten Gästen und gemüthlichen Bürgern seinen Braten auf silberner Platte serviert bekommen und sich mit Bebaggen einige Glas Bier zu Gemüth führen kann!

Florian war stolz auf seine beiden Preussinnen, auf denen mancher bewundernde und interessierte Blick ruhte. Sie trugen gleichartige Kleider aus dunkelblauem Jersey mit weißer, plissierter Weste und Stehbündchen, die Gisela entworfen hatte und die ihre Eigenart unterstreichen. Er konnte sich mit ihnen schon sehen lassen. Bebaglich lehnte er sich in den Stuhl zurück. Sie hatten erst wenige Minuten miteinander geplaudert, als ein großer, schlanker Herr in mittleren Jahren erfreut auf Florian zuwinkte:

„Grüß Gott, Florian! Sieht man dich endlich —“, er verbeugte sich vor den Damen.

„Eher dich zum Teufel!“, erwiderte Florian seinen Gruß mit einer Stimme, die an das jüngste Gericht mahnte.

„Darf ich dich bitten, mich der Dame vorzustellen!“, flüsterte Burchard in höflichem Ton.

„Herr Architekt Burchard, meine Schwester!“, machte Barbara bekannt.

„Nach, daß du wegstommst!“, rief Florian verächtlich dazwischen.

„Ach, deine Entwürfe zur Union!“, begann sich Burchard und atmete erleichtert auf.

„Ja, Florian, da bin ich völlig unschuldig. Ich hätte dir gern einen Dienst erwiesen, aber deine Sachen wurden geradezu einstimmig abgelehnt. — Sag! doch selbst, hätte ich da etwas für dich tun können?“

„Ja schon gut!“, nickte Florian.

Burchard räusperte sich verlegen. Er war jeder Formlosigkeit abhold.

Eine peinliche Stille trat ein.

„Nach eine halbe, der Herr!“, trat die Kellnerin hinzu.

Einstehend legte Burchard dem Freunde die Hand auf die Schulter und hat nochmals, sich mit an den Tisch setzen zu dürfen. Seit vielen Jahren war er mit Florian befreundet und kannte seine derbe Art.

„Ja mir wirklich!“, knurrte Florian.

Barbara blinnte harter vor sich hin. So weit hatte Florian sich noch nie geben lassen. Heute abend schien er entschlossen, sich jede Freiheit herauszunehmen. Bislang hatte er ihr gegenüber wohl eine gewisse Rücksicht walten lassen. Aber welche Formlosigkeit heute abend! Gerade heute, wo ihre Schwester da war! Gewiss, glatte und höfliche Phrasen hatte er ihr gegenüber nie gemacht. Das hätte schließlich auch schlecht zu seiner berben Männlichkeit gepaßt. Aber er war doch meist bemüht, nicht zu weit zu gehen, nicht gegen die selbstverständlichen Regeln des Anstandes zu verstoßen. Ein paarmal kam er allerdings bei jedem Zusammensein stets dicht an die Grenze des Erträglichen heran; und es mußte schon so sein, daß auch Barbara ihm gewisse Sonderrechte einräumte; denn auf jeden Streit folgte bald wieder Versöhnung.

„Herr Kommerzienrat Westhagen, Herr Dr. Weber, Herr Rechtsanwalt Geyer!“, stellte Burchard vor.

„Na, laß gut sein!“, nahm Florian das Gespräch mit Burchard wieder auf, während sich die andern Herren mit Gisela und Barbara angeregt unterhielten. „Nach brauche ich deine Protection nicht mehr.“ Westhagen und Dr. Weber befanden sich bereits auf der schattigen Seite des Lebens; umso mehr wußten sie den Sonnenschein der Jugend zu schätzen und jede frohe Stunde zu genießen. „Eine neue Zeit bricht an!“, schloß Florian seinen Satz so laut, daß die andern aufhorchten. Webers Gesicht bekam einen verärgerten Ausdruck. Er war überaus schlecht zu sprechen auf die Bewegung und vor allem auf die S.A., vielleicht weil er in ihr, die durch ihre Tapferkeit bei den Maffen bereits sehr an Volkstümlichkeit gewonnen hatte, eine große Gefahr sah. Die andern beiden Herren standen der Bewegung durchaus positiv gegenüber, gingen aber aus ihrer vornehmen Reserve nicht heraus.

Der Bildhauer ließ sich nicht beirren. Nun war er einmal im Zug: „Nach müssen wir den ganzen Schweinefall aus!“, fuhr er aufgeregt fort. „Das wird eine Zeit nach meinem Herzen! Ich hasse

dieses weibische Passivitätentum! Wir werden uns unsern Platz an der Sonne schon wieder erkern! Es wuß doch eine Existenzmöglichkeit geben! Wir sind jung! Wir können doch etwas! Aber es gibt nur einen Weg: rücksichtsloses Vorgehen gegen den Feind im eigenen Land!“

Der Kommerzienrat zeigte ein unbewegliches Gesicht.

Geyer wollte dem Gespräch eine andere Wendung geben und wandte sich an Gisela: „Meine Frau sagte mir neulich, daß bei Ihrer Frau Schwester ein neuer Erdenbürger eingetroffen sein müßte: kann man schon auf den Stammbalter trinken?“

„Drei Wochen lang warten! Ich sehen jeden Tag drauf!“, schimpfte Florian.

„Kinder, wollen wir nicht ins Regina rüber?“, schloß Westhagen vor, dem Barbara und Gisela außerordentlich gefielen. „Sie sind alle meine Gäste!“

„Das gibt 'ne Mordsviecherei!“, rief Florian vergnügt. Um Barbaras Verwirrung schien er sich heute abend gar nicht zu kümmern. Er war in Kampfstimmung, und Barbara gehörte ja auch jenen Gesellschaftskreisen an, die er bekämpfte und gering achtete. Er befand sich im Gegenteil in einer Laune, in der er ihr Erbschreden über seine tuorrigen Bemerkungen mit stillem Vergnügen beobachtete. Sie liebte ihn. Er war überzeugt, sie würde seine Derbeit verwinden. Allmählich mußte sie sich an seine Eigenart gewöhnen.

In aufgeregter Stimmung vergingen die Stunden im „Regina“. Eine flache Zeit folgte der andern. In der allgemeinen Heiterkeit fiel es nicht einmal Florian auf, daß Barbara immer stiller und nachdenklicher wurde.

Warum bekamen die Gesichter der Menschen jenen starren, seltsamen Ausdruck, den sie nun schon kannte, wenn Florian sich ungewollten Bewegung und unwürdig drauflossetzte? Wennfalls fand man ihn interessant; aber es hatte stets das Empfinden, die andern zogen es vor, weniger originell zu sein.

„Werde ich tapfer genug sein, die Welt aufzugeben, in der ich heimisch bin! Werde ich alle Beurteilung fallen lassen?“ Gedanken dieser Art bewegten sie, während sorglose Paare lachend an ihr vorbeizogen.

In vorgerückter Stunde fuhr Westhagen die beiden Damen nach Hause.

„Näbel, im Franziskaner war ich ein paarmal nabe daran, auf- und davonzulaufen!“, flüsterte Gisela, als sie die Treppe hinaufschlichen. „Nun, nachher hatten wir ja wirklich noch einen sehr schönen Abend durch deinen Bekannten. Die andern haben mir großartig gefallen.“

Wie kommt da nur an Herrn Seid?“

Ja, wie kam sie an Florian!

Barbara gab keine Antwort.

Ein Schatten legte sich auf ihre Liebe.

Der Sommer neigte sich dem Ende zu. Die alma mater hatte ihre Pforten geschlossen. Barbara war in die Semesterferien gefahren.

Morgens half sie der Mutter im Haushalt. Nach dem Essen sah sie gewöhnlich mehrere Stunden über ihrer Seminararbeit, während Gisela Bühnenbilder entwarf und gar nicht an Schulaufgaben dachte.

In den wissenschaftlichen Fächern waren Giselas Leistungen alles andere als glänzend. Das lag nicht etwa an mangelnder Begabung; sie brachte den Dingen der Schulweisheit einfach kein Interesse entgegen. Dennoch war sie stets auf Grund hervorragender Leistungen in den künstlerischen Fächern in die nächste Klasse geschoben worden.

Wieder einmal las sie bis spät in die Nacht hinein mit brennenden Wangen und klopfendem Herzen im Aida-Terzbuch und fand lange keinen Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Jeden Tag Birkenwasser
Qualität Dralle Rasiercreme

Neuerfindung
WILHELM HAMMOND-NORDEN
Der Zerrspiegel
PARODIEN
Mit Zeichnungen von
HEINRICH W. MÖLLER
GEHEFTET 2.- RM
GERUNDEN 2.80 RM
„Das Mädeln ist für alle Stieranstreicher
ein Caeßl imigen Vergnügen.“
Deutsches Volkstum (September 1927)
ALEXANDER DUNKER VERLAG / WEIMAR

Qualitätsdrucke
Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10, Tel. 20763

HEINLOTH & Co K.D.T.-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 20.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Klischees *überall*
für Bekanntheitszwecke
Blatt, Lederrolle
& mehr
**Münchener
Klischee-Anstalt**
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Sigurd Elkjaer: „Zwischen Meer und Fjord.“

Roman. Aus dem Dänischen übertr.
von Elisabeth Wacker. Erich Sicker
Verlag, Berlin-Schildow, Lein. RM. 5.80.

Wenn man Sigurd Elkjaers neuestes
Werk zur Hand nimmt und liest über-
kommt einem eine leise Sehnsucht nach
dem Norden. Denn die Gestalten, die er
schildert sind so plastisch und lebensecht,
daß man vermeint unter ihnen zu sein.

Zwischen Meer und Fjord liegt die Insel,
die durch den Sund vom Festland getrennt
ist. Auf ihr und zeitweise auch auf dem
Festland läßt Elkjaer seine schlichten
dänischen Menschen leben, in deren Mittel-
punkt Cilli, die Tochter Boels, der Weber-
in steht, die den Gatten bei der Geburt
der Tochter verlor, da er als Postschiffer
im Sund versank. Ras, der grobnackige
gutmütige Sohn des Müllers von Vestehov
tritt, als Cilli ein reifes Mädchen
wird, in ihren Gesichtskreis. Er ist im
Dorf bekannt als ihr Geliebter, der kraft
seines kühlen Nordlandblutes Cilli nicht
das gibt, was ihr heißes Blut verlangt.
Und als Jörgen, der Seemann mit dem
heißen Pulsschlag, der es nicht liebt Bauer
zu sein wie die auf der Insel zurückkehrt
von weiter Fahrt zur Heimat erinnert sich
Cilli an ihn, als er vor Jahren, da sie noch
ein kleines Mädchen war, sie vor dem

wilden Stier rettete, den er mit der Flinte
niederstreckte. Cilli will ihre Schuld an
ihm abtragen. Denn Ras kommt nicht zur
Weihnachtszeit, er will auf dem Festland
bleiben und schreibt kühle Briefe an sie,
die ihr nichts bedeuten. Und da Tanz ist
auf den Hoffenmen im Dorf reißt Jörgen
Cilli in den Abend hinaus und sie gibt sich
ihm hin. Cillis Liebe ist unermeßlich groß.
Sie denkt nicht mehr an Ras. Sie sieht in
Jörgen den nie gekannten Vater, dessen
Bild ihr Jörgens Vater schenkt. Da naht
ihm in Gestalt der Mutter Jörgens Katrin
das Verhängnis. Katrin beichtet Cilli, was
nur sie weiß: Jörgen ist Cillis Halbbruder.
„Es wäre Blutschande“, sagt die alternde
Frau zu ihr, die sich damals in Ajs Arme
warf, der Cillis Vater wurde als er Boel
zur Frau nahm.

Ras hat die Hochzeit angesetzt mit Cilli.
Doch der Pastor kann wegen Sturmgefahr
nicht über den Sund zur Trauung. Cilli
bittet die Mutter zu schlafen, bis der Morgen
anbricht für den Kirchgang. Denn ein
altes Gesetz Dänemarks besagt, daß die
Brautkrone, wenn sie einmal auf dem
bräutlichen Haupt ist, nicht mehr bis zur
Trauung abgenommen werden darf. Cilli,
nun allein, streift die Brautkleidung ab,
zieht ein buntes Schwedenkleid an, das sie
einst trug, als Jörgen sie in die starken



Rich. Rosl

„Wenn dem seine Bindungen alle so schlecht halten, werde
ich in Zukunft vorsichtiger sein.“

Arme nahm und die Sehnsucht nach ihm
läßt sie in ein Boot steigen, um über dem
Sund Jörgen zu suchen, der die Insel ans
Gram verlassen hat. Und Cilli stirbt den
Tod der großen Liebe zu Jörgen in den
Wellen des Sunds. Ihre reine Liebe, die
nicht wußte von dem, was ihr Katrin
sagte, hat ihre Verklärung im erlösenden
Tode gefunden.

Sigurd Elkjaers meisterhafte Darstel-
lungskunst findet ihren Höhepunkt im
Wechselspiel zwischen dem mit der Insel
als der ernährenden Scholle festverwurzel-
ten Bauern und den Männern, die es
hinauszieht auf das weite Meer. Zwischen
ihnen steht der Pastor, einfach und wahr,
der sie im Gebet zusammenfinden läßt zur
blutsbedingten Einheit.

Elkjaers Buch ist mehr als ein Roman.
es ist das Epos nordischer Menschenschick-
sals und das Hohe Lied der Liebe bis in
den Tod. Erwin Karl Hornauer

Hanns Maria Braun: „Gesang der anderen
Tage“, 2. Auflage. Wilhelm Hartung
Verlag, Leipzig. (Gedichte.)

In dem Gedichtband von Hanns Maria
Braun „Gesang der anderen Tage“ ver-
spürt man Versuche zu einer Dichtung,
deren rhythmischer Klang eng verbunden
ist mit dem Inhalt.

Nicht immer klingen Inhalt und
Formgebung in Harmonie zusam-
men, zage Schritte noch eines
Reifenden schwingen durch die
weidigeformten Verse. In den Ge-
dichten „Lied der Begrüßung“ und
„Spätsommer“ atmet die tiefe Emp-
findsamkeit des Lyrikers, gepaart
mit einer reifen Sprache, die reine
Luft jungen strebenden Dichtertums.

In den Versen vom Vaterland
beherrscht Hanns Maria Braun die
Gedanken mit knappen und schlicht-
ten Worten.

Erwin Karl Hornauer

Ob und Gjöi An?
Dann:
KAFFEE HAG



Ros.

Ein Professor, namens Taubmann, bekannt durch seinen Witz, war einmal bei einem Kurfürsten zu Tisch geladen. Dieser wollte ihn in Verlegenheit bringen und hatte angeordnet, ihm seinen Löffel zu geben. Man brachte die Suppe und der Kurfürst forderte Taubmann auf zu essen. Dieser entschuldigte sich, so gut er konnte, jedoch der Kurfürst, um ihm jeden Vorwand zu nehmen, sagte: „Ein Schelm, wer keine Suppe isst.“ Auf diese Drohung hin nahm Taubmann ein Brötchen, hobte es aus, steckte es an die Gabel und benutzte es so als Löffel. Als die Suppe gegessen war, verzehrte er das Brötchen und sagte: „Ein Schelm, wer seinen Löffel nicht isst.“

Im Nebenzimmer einer Schenke sitzen vier Gauner, die eine sehr hohe Zechen gemacht hatten. Als sie sich mit dem Keller über den Preis geeinigt hatten, tat der erste, wie wenn er in die Tasche greifen wollte; der zweite hält ihn zurück und sagt, er wolle bezahlen, der dritte tut dasselbe; der vierte endlich sagt zu dem Keller: „Ich verbiete Ihnen, von diesen Herrn etwas anzunehmen.“ Als dieser nachgeben will, macht einer den Vorschlag, dem Keller die Augen zu verbinden; der den er erwischte, sollte die Zechen bezahlen. Dieser Vorschlag wird ausgeführt. Während nun der Keller im Zimmer herumtrotzt, schleichen sich die Gauner einer nach dem andern weg. Gleich darauf kommt der Wirt herein, der Keller geht auf ihn zu, hält ihn fest und sagt: „Hallo, Sie bezahlen die Zechen!“

Als der Baron des Adrets, ein harter und grausamer Mann, das Fort Montprison eingenommen hatte, ließ er zunächst den Vornehmsten unter den Verteidigern des Forts den Kopf abschlagen. Nachdem er dann gesiegt hatte, ließ er die anderen auf einer sehr hohen Turm steigen und machte sich einen Spaß daraus, sie zu zwingen, sich vom Turm herabzuwerfen. Ein Gasconner, der sich unter den unglücklichsten Opfern befand, machte zweimal einen Anlauf. Des Adrets rief ihm zu, sich zu beileben, er habe wenig Zeit, worauf der Unglückliche ohne aus der Fassung zu kommen erwiderte: „Ich würde Ihnen für diesen Versuch zehn Anläufe geben!“ Verwundert über die Schlagfertigkeit eines Menschen angesichts einer so drohenden Gefahr, schenkte der Baron dem Gasconner das Leben.

Ein Edelmann führt eines Tages einen seiner Freunde bei einer Dame seiner Bekanntschaft ein mit den Worten: „Madame, ich stelle Ihnen den Marquis de Gigot vor, der nicht so einfältig ist wie er aussieht.“ Der Marquis, ohne aus der Fassung zu kommen erwiderte: „Madame, das ist der Unterschied zwischen dem Herrn und mir.“

Ein Hofnarr ging eines Tages zur Rechten eines Kammerdieners spazieren, als dieser sagte: „Ich kann nicht leiden, daß ein Narr zu meiner Rechten geht.“ „Aber ich“, sagte der Narr und ging auf die andere Seite.

Als einst ein Edelmann übers Feld ritt, schloß sein Diener auf dem Pferd ein und verlor den Reifemantel seines Herrn. Er rief ihn an und als er keine Antwort bekam, drehte er sich nach ihm um. Als er ihn wanden sah und seinen Mantel nicht bemerkte, weckte er ihn auf und sagte: „Du Galgenstrick, wo ist mein Mantel, ich wette du hast ihn verloren“, worauf der Diener antwortete: „Wetten Sie, mein Herr, ich bin sicher, daß Sie gewinnen.“

Ein Aufschneider rühmte sich, alle fürstlichen Europas zu kennen, als ihn einer fragte, ob er auch die Dardanellen kenne, worauf er antwortete: „Aber natürlich kenne ich sie, ich habe doch mehrmals mit ihnen gespeist.“

Kaiser Karl V. hatte sich einmal auf der Jagd verirrt, als er ein Haus entdeckte, in das er eintrat, um sich auszuruben. Er sah dort vier Leute liegen, die so raten, als schliefen sie. Der erste stand auf, ging auf den Kaiser zu und sagte: es habe ihm geträumt, er müsse ihm seine Uhr nehmen, und nahm sie weg. Der zweite sprach, ihm habe geträumt, daß ihm sein Mantel gut passe, und nahm diesen an sich. Der dritte nahm dem Kaiser die Börse, der vierte endlich bat ihn, es ihm nicht übel zu nehmen, wenn er ihn durchsuche. Bei der Visitation

bemerkte er am Hals des Kaisers eine kleine goldene Kette mit einem Pfeischn, die er dem Kaiser wegnehmen wollte. „Aber mein Freund“, sprach da der Kaiser, bevor du mir dieses Pfeischn nimmst, erlaube, daß ich die damit Anstand beibringe.“ Im gleichen Augenblick piß er. Seine Leute, die ihn suchten, hörten den Piß, kamen zu dem Hause und waren sehr überrascht, den Kaiser in einer solchen Lage zu finden. Nachdem er sich außer Gefahr sah, sprach der Kaiser: „Diese Leute haben alles geträumt, was sie wollten, nun werde ich auch einmal träumen.“ Nachdem er einige Zeit geträumt hatte, sprach er: „Ich habe geträumt, daß ihr alle vier reif für den Galgen seid“ und folglich wurden sie vor dem Haus aufgehängt.

Ein Schneider aus Lyon, der am Stadtorf wohnte, das zum Friedhof führte, hatte in seinem Laden einen irdenen Topf an einem Nagel hängen, in den er jedesmal, wenn man einen Toten zu Grabe trug, einen kleinen Kieselstein warf. Am Schluß des Monats zählte er die Steine zusammen, um die Zahl der Toten zu wissen. Schließlich starb er selbst und als einige Zeit nach seinem Tod jemand, der davon nichts wußte und seinen Laden geschlossen sah, fragte, was aus ihm geworden sei, antwortete ein Nachbar: „Der Schneider ist in den Topf gefallen, wie alle anderen.“

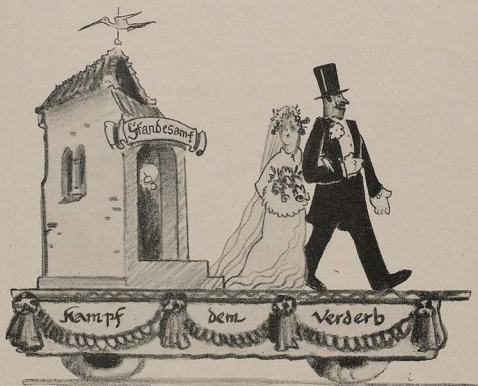
Bei einer Missionspredigt in einem Dorf der Provinz weinten alle Kirchenbesucher, außer einem Bauern. Als man ihn fragte, warum er bei einer so rührenden Ansprache nicht geweint habe, sprach der Biedere: „Ich bin nicht von dieser Pfarre.“

Der Herzog von... befand sich eines Tages bei einem Gastmahl in Gesellschaft des Erzbischofs von... einem Manne von geringer Herkunft. Aber weil seine seltenen Talente ihn zu dieser Würde erhoben hatten, stürzte den Herzog die Freiheit, mit welcher der Prälat sich benahm und seine Meinungen vertrat und er sagte zu ihm: „Sie würden gut tun, sich manchmal Ihrer Herkunft zu erinnern.“ „Ich erinnere mich gut daran“, antwortete der Erzbischof, „und ich weiß, daß wenn Sie der Sohn meines Vaters gewesen wären, Sie zu dieser Stunde die Schweine hüten würden.“

Vorschläge zum Münchener Faschingszug



„Der Kunstbetrachter“



„Kampf dem Verderb“